

Wappen und Wappenbücher als Spiegel höfischer Turnierkultur

Christian Rohr, Institut für Geschichte

Vortrag im Rahmen der

1. Interdisziplinären Ringvorlesung der Salzburger Mittelalter-Studien
„Der Hof als kultureller Raum im Mittelalter“

Mein heutiger Beitrag zur interdisziplinären Ringvorlesung soll – nach Prof. Dopsch in der 1. Einheit – erneut Zugangsweisen der Geschichtswissenschaft zum Thema „Der Hof als kultureller Raum im Mittelalter“ aufzeigen. Dieses Mal soll der Zugang vor allem auch über die so genannten Historischen Hilfswissenschaften oder Grundwissenschaften erfolgen, die hier am Institut für Geschichte auch institutionell beheimatet sind. Die Lehrkanzel heißt demnach auch „Mittelalterliche Geschichte und Historische Grundwissenschaften“. Im konkreten Fall werde ich mich heute insbesondere über die Hilfswissenschaft der Wappenkunde (Heraldik) dem Thema annähern. Ich werde allerdings nicht zu sehr in Detailfragen gehen, sondern dem Einführungscharakter der Ringvorlesung gemäß ganz allgemeine Basics vorausschicken.

Ich möchte daher in der heutigen Einheit folgende Themen behandeln:

- 1) eine Einführung in die Grundbegriffe der Heraldik
- 2) einige Anmerkungen zum Heroldswesen
- 3) Wappenbücher des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit (die zumeist auf älteren Vorlagen aufbauen und daher auch für den Mediävisten von Interesse sind)
- 4) darin eingestreut einige Anmerkungen zum spätmittelalterlichen Turnierwesen

Zunächst allgemein zur Heraldik, der Wappenkunde: Wappen sind nach gängigen Definitionen „farbliche Abzeichen, die Personen oder Körperschaften repräsentieren und ihnen erblich oder bleibend verliehen sind“. Sie entstanden als persönliche Kennzeichen im nordwesteuropäischen Raum zwischen etwa 1120 und 1150 aus der Bemalung, Beschlagung oder Bespannung von Kampfschilden. Der seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bezeugte mittelhochdeutsche Begriff *wâpen* für Schildzeichen ist entsprechend stammverwandt mit dem Begriff „Waffen“. Schon allein daher erklärt sich der Zusammenhang zwischen Wappen, Wappenbüchern und höfischer Turnierkultur, der in der heutigen Einheit der Ringvorlesung thematisiert werden soll.

Im 12. Jahrhundert war das Führen von Wappen noch auf Mitglieder des dynastischen Adels beschränkt. Ein Jahrhundert später jedoch führten auch zahlreiche der Ministerialen, das sind ursprünglich halbfreie Dienstmännern eines Adligen bei Hof, ein eigenes Wappen. Gerade die Schicht der Ministerialen wird in der Folgezeit tragend für die ritterliche Kultur. Das Wappen „als Besitz- und Hoheitszeichen, als Repräsentation der eigenen Person und als Erinnerung an sie, ihre Stiftung oder einstige Gegenwart“ (Werner Paravicini) wird zur wichtigen Ausdrucksform ritterlich-höfischer Kultur.

Ebenso begannen ab dem 13. Jahrhundert auch Städte, Märkte und hochgestellte Bürger Wappen zu führen, ebenso diverse Korporationen wie Orden, Klöster, Hospitäler oder Bruderschaften, doch sei an dieser Stelle das Hauptaugenmerk auf den ritterlichen Bereich und seine Wappen gelegt.

Die Heraldik als Historische Hilfswissenschaft wird ebenso wie die Genealogie, die Familien- und Abstammungskunde, manchmal als halbwissenschaftlich belächelt. Und in der Tat, wenn man auf eine ganze Reihe von Standardwerken zur Heraldik blickt, so stammen diese nicht von Forscherinnen und Forschern, die an Universitäten oder Akademien beheimatet sind, sondern von Laien. So war etwa Donald Galbreath, der langjährige Präsident der gesamteuropäischen heraldischen Gesellschaft und Verfasser eines Standardwerks zur Heraldik, eigentlich ein schottischer Zahnarzt. Zuletzt ist es freilich wieder ein wenig zu einer Aufwertung der Heraldik gekommen; hervorzuheben ist dabei das wirklich gelungene Studienbuch des tschechischen Historikers Václav Filip „Einführung in die Heraldik“, das erst im Vorjahr erschienen ist.

Literatur:

BAHN, Peter: Familienforschung und Wappenkunde. Niederhausen 1990.

FILIP, Václav: Einführung in die Heraldik. Stuttgart 2000 (Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen 1).

GALL, Franz: Österreichische Wappenkunde. Handbuch der Wappenwissenschaft. 2., verb. Aufl. Wien-Köln 1992.

GALBREATH, Donald Lindsay und Léon JEQUIER: Lehrbuch der Heraldik. München 1978.

HENNING, Eckhart und Gabriele JOCHUMS (Hg.): Bibliographie zur Heraldik. Schrifttum Deutschlands und Österreichs bis 1980. Köln-Wien 1984 (Bibliographie der Historischen Hilfswissenschaften 1).

HUBER, Harald: Wappen. Ein Spiegel von Geschichte und Politik. Karlsruhe 1990.

OSWALD, G. (Hg.): Lexikon der Heraldik. Mannheim-Wien-Zürich 1984.

NEUBECKER, Ottfried: Heraldik. Wappen – ihr Ursprung, Sinn und Wert. Frankfurt am Main 1977.

DERS.: Wappenkunde. München 1991.

PASTOUREAU, Michel: Les armoiries. Turnhout 1976 (Typologie des sources du moyen âge occidental 20).

DERS.: Traité d'Héraldique. Paris 1993.

SACKEN, Eduard Frhr. v.: Heraldik. 8. Aufl. Leipzig 1920.

SIEBMACHER, J.: Großes und allgemeines Wappenbuch. 1854 ff. Mit einem Generalindex von Hans Jäger-Sustenau, 1855-1949. Nachdruck: Neustadt/Aisch 1970 ff.

VOLBORTH, Carl-Alexander v.: Heraldik. Eine Einführung in die Welt der Wappen. 2., durchges. Aufl. Stuttgart 1992.

Wappenfibel. Handbuch der Heraldik. 17. Aufl. Neustadt an der Aisch 1981.

ZAPPE, Alfred: Grundriß der Heraldik. 2. Aufl. Limburg an der Lahn 1971 (Grundriß der Genealogie 8).

Beispiel für ein Wappenbuch mit Turnierdarstellungen:

Das große Buch der Turniere. Alle 36 glanzvollen Ritterfeste des Mittelalters. Die Bilderhandschrift des Codex Rossianus im Besitz der Biblioteca Apostolica Vaticana. Einführung und Kommentar von Lotte KURRAS. Stuttgart-Zürich 1996.

Seit der Frühen Neuzeit entstanden Abbildungswerke oft großen Ausmaßes, die die Anfänge der Wappenkunde bilden. Durch diese Wappenbücher, aber auch durch die so genannten Wappenbriefe, mit denen Wappen verliehen wurden, entstand eine sehr spezifische und mitunter seltsam klingende Sprache zur Beschreibung der Wappen, die den „echten“ Heraldiker vom „Banausen“ unterscheidet. Dieses prägnante Beschreiben der Wappen nennt man Blasonieren. Einige Grundzüge davon seien im Folgenden kurz vorgestellt.

Zunächst wird nach so genannten Farben und Metallen unterschieden. Die Grundfarben sind Rot, Blau, Grün und Schwarz, manchmal kommt noch Purpur hinzu, die Metalle Gold und Silber. Es ist also in der Heraldik verpönt „Gelb“ und „Weiß“ zu sagen. Diese Farben und Metalle werden nach der Regel kombiniert, dass weitestgehend nur Farbe auf Metall oder Metall auf Farbe liegen darf. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: Beim österreichischen Bindenschild handelt es sich um einen silbernen Balken auf rotem Grund. Die einzige „klassische“ Ausnahme bildet das Wappen der Päpste, wo Gold und Silber miteinander kombiniert sind. In Schwarz-Weiß-Tafelwerken werden die Farben und Metalle zudem mit einer normierten Schraffierung bzw. Punktierung wiedergegeben.

Weitaus komplizierter gestaltet sich die Beschreibung der Formen und Muster auf dem Wappen, der so genannten Schildteilungen. Man spricht hier von geteilt (waagrecht), von (breiten) Balken und (schmalen) Leisten, von gespalten (senkrecht), von (breiten) Pfählen und (schmalen) Stäben, von geviert, geschacht (kariert), Schildfuß, Ort, etc. Zudem gibt es zahlreiche Kreuzformen, Tier- und Fabelwesen, Stadttore, etc. Schließlich kommt auch das so genannte Pelzwerk häufig vor. In frühester Zeit waren nämlich die Schilde oft mit Leder, Pergament oder Pelzen beschlagen. Beim Pelzwerk handelt es sich nun um standardisierte Musterungen (in unterschiedlichen Farbkombinationen). Hervorzuheben sind vor allem das Hermelin und

das Feh. Letzteres Muster entstand, indem man die hellen Bauchfelle mit den dunklen Rückenfellen des sibirischen Eichhörnchens, Feh genannt, kombinierte. Ein Überblick über all diese gängigen Formen zum Nachschlagen findet sich in Ihren Unterlagen.

Zudem wird auch die Form des Wappens beschrieben. Im Normalfall wird zwischen dem spitzen, schmalen Normannenschild, gotischen Schilden, dem so genannten französischen Schild (eine Schöpfung allerdings erst des 17./18. Jahrhunderts), dem italienischen Rosshauptschild, der Tartsche, dem Rundschild und dem Damenschild unterschieden.

Auf dem Schild ist zudem häufig ein Helm und eine Helmzier angebracht. Anhand der verwendeten Helmtypen lässt sich auch die Entwicklung des Helmes bzw. die unterschiedlichen Formen für die einzelnen Turniergattungen nachvollziehen. Die erste gebräuchliche Helmform im Zusammenhang mit den Wappen ist der Topfhelm, der zur Zeit der Kreuzzüge den einfachen, konischen Helm mit Nasenschutz abgelöst hatte. Die zylindrische Form des Topfhelms wurde in der Folge modifiziert, um einen effektiveren Schutz gegen Schwerthiebe zu gewährleisten: Die Metallplatten wurden verstärkt, der obere Teil wurde abgerundet. Das deutlich höhere Gewicht dieser so genannten Kübelhelme führte dazu, sie auf der Schulter aufliegen zu lassen und mit Ketten am Brustpanzer zu befestigen. Die im 14. Jahrhundert gebräuchlichen Kübelhelme waren zwar gegen Schwerthiebe weitgehend sicher geworden, waren aber besonders unbequem, vor allem auch, weil durch die nur schmale Sichtöffnung kaum Luftzirkulation innerhalb des Helmes möglich war.

Im Gegensatz zum Topf- und zum Kübelhelm wurden die Helmformen, die sich ab dem 15. Jahrhundert durchsetzten, nicht mehr im Kriegsfall, sondern allein im Turnier verwendet. Für das so genannte Gestech, den Turnierkampf mit langen Lanzen, wurden Stechhelme verwendet. Er lief nach vorne hin spitz zu und hatte die linke Seitenplatte zusätzlich verstärkt, um so die Spitze der gegnerischen Lanze abzuleiten. Er saß auf den Schultern des Ritters auf und wurde auf Brust und Schultern zumeist mit einer Schraube befestigt. Der Stechhelm ist wohl die Helmform, die im Klischee am häufigsten mit Ritterturnieren und Ritterrüstungen in Verbindung gebracht wird und auch in den großen Rüstungssammlungen, etwa im Grazer Zeughaus, dominiert.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts kam zusätzlich zum Stechhelm der so genannte Bügelhelm – auch Rost- oder Spangenhelm genannt – auf. Er wurde bei den Kolbenturnieren verwendet, bei denen die Ritter sich mit Hilfe eines Kolbens die Helmzier abzuschlagen trachteten. Typisch ist bei dieser Helmform die deutlich vergrößerte Sichtöffnung, wobei die Augen durch kleine Metallbügel geschützt wurden. Besonders in der Frühen Neuzeit findet er sich häufig in der Heraldik zur Krönung von Wappen. Wir sehen anhand dieser Details zur Wappenbe-

schreibung schon, dass sich aus der Beschäftigung mit der Heraldik zahlreiche Hinweise auf die mittelalterliche Turnierkultur ableiten lassen – Ähnliches gilt auch für die Sphragistik, die Siegelkunde.

Der Helm ist bei Wappendarstellungen fast immer mit einer Helmdecke und einer so genannten Helmzier versehen. Die Helmdecken dienten in der Realität als Kopf- und Nackenschutz unter dem Helm. In der Heraldik sind sie zumeist mit Bilddevisen oder kleineren Figuren aus dem Schild geschmückt und können mit Schellen, Quasten oder Fransen verziert sein.

Unter der Helmzier versteht man jedweden Schmuck auf dem Helm selbst. Er diente bei Turnieren in erster Linie dazu, die verschiedenen Mitglieder ein und desselben Geschlechts voneinander zu unterscheiden. Er bestand zunächst aus einfachen Bemalungen. Später wurden Aufbauten auf der flachen Decke des Topf- und Kübelhelms plastisch ausgearbeitet – etwa in der Form eines Kamms. Besonders beliebt waren Federn, Hörner, Flügel, Tiere oder Menschenrumpfe. Die ältesten Figuren waren echt, später jedoch aus Draht, Stoff, Holz, Gips, Leder oder Pappe plastisch herausmodelliert und auf dem Helm befestigt. Die Helmzierden spielten eine große Rolle bei der so genannten Helmschau am Tag vor dem Turnier. Dabei wurden die Turnierhelme samt Helmzier von einem Herold, oft in Begleitung adeliger Frauen, inspiziert; wurde dabei ein Turnierunfähiger entdeckt, wurde sein Helm entfernt und somit die Teilnahme am Turnier verwehrt. Das gezeigte Beispiel stammt aus dem Jahr 1483. Im Wappenwesen kam die Helmzier ab dem 13. Jahrhundert auf.

Bei kaiserlichen und königlichen Wappen sowie Wappen von hohen weltlichen Würdenträgern wurden diese zumeist mit einer Krone geziert. Hohe geistliche Würdenträger, allen voran der Papst, die Kardinäle und Bischöfe, schmückten ihr Wappen mit der Papstkrone, der Tiara, bzw. mit einem Kardinals- oder Bischofshut. Letztere Hüte weisen zusätzlich links und rechts je eine Kordel mit so genannten Fiochi (Knoten) auf, deren Zahl sich nach der Würde richtete. Zudem können Menschen, Tiere oder Fabelwesen als Schildhalter fungieren. Ein Schildmantel umhüllt bisweilen den Wappenschild. Auf Spruchbändern können zudem Devisen angebracht sein.

Die Beschreibung des Wappens beginnt im Normalfall rechts und oben. Hier muss wiederum aufgepasst werden: Man geht hier von der Perspektive des Schild- bzw. Wappenträgers aus. Demnach ist „heraldisch rechts“ für uns links und umgekehrt. Wenn auf den großen Schild bzw. das Hauptwappen noch ein kleineres in der Mitte affiziert ist, spricht man von einem so genannten Herz- oder Mittelschild, der im Normalfall vor dem Hauptschild blasoniert wird. Am Ende folgen Angaben zu den so genannten Prunkstücken, d. h. zu Helmzier, Schildhalter, Banner, Wappenmäntel, Bild- und Wortdevisen, etc.

Noch kurz zu den Quellen der Heraldik: Abbildungen oder Beschreibungen von Wappen finden sich zunächst in den so genannten Wappenbriefen. Dies sind feierliche „Urkunden, mit denen ein bestimmtes Wappen für eine Person bzw. eine Familie von obrigkeitlicher Seite bestätigt und durch die Gewährung von Rechtsschutz gegen Verletzungen bekräftigt wurde, allerdings ohne dass dabei lehensrechtliche Beziehungen vorausgesetzt oder begründet wurden“ (Jürgen Arndt). In der Urkunde selbst ist das Wappen genau beschrieben. Eine Abbildung ist entweder auf der Urkunde oder auf einem gesonderten Blatt Pergament bzw. Papier beigegeben. Das Recht zur Wappenverleihung oblag ursprünglich rein dem Kaiser bzw. König, der diese Gratialsachen an den so genannten Hofpfalzgrafen (*comes palatinus*) delegierte. Als Beispiel mag ein Wappenbrief Kaiser Friedrichs III. aus dem Jahr 1488 dienen, in dem er das nach dem Tod des Peter Rottenbacher heimgefallene Wappen an dessen Schwiegersöhne Asam Remer und Jörg Kurz verlieh und ihnen erlaubte, künftig den Namen Rottenbacher zu führen. Die angeheirateten Schwiegersöhne übernahmen somit den Namen des offensichtlich deutlich angesehenen Geschlechts. Die Schildbeschreibung lautet: *Ein weysser schilde, darinn in ganntzem schild ein rott puchen lawb und in der mitte desselben lawbs ein weysses crewtzlin, und auf dem schilde einen helm gezieret mit einer rotten und weissen helmdecken und einer gelben oder goldfarben crone, enndtspringende daraus zwo zugetan flug, darinne in der mitte auch ein rott puchen laub mit einem weyssen crewtzlin als im schild.* (entnommen aus Gustav Pfeifer, Wappen und Kleinod. Bozen 2001).

Zudem sind Wappen auch häufig auf Siegel, Fresken, Möbel und Wandteppichen dargestellt, vor allem ab dem 14. und 15. Jahrhundert, weiters mitunter in literarischen Quellen beschrieben. Die wichtigste Quelle und authentischste Quelle aber bilden die Wappenrollen und Wappenbücher der Herolde, auf die ich im Folgenden genauer eingehen möchte.

Mit dem Aufkommen der Wappen im Zeitalter der Kreuzzüge war es auch wichtig geworden, dass kundige Personen diese Erkennungs- und Repräsentationszeichen auch richtig einordnen konnten, wenn man so will, sie „übersetzen“ konnten. Dies galt sowohl für den Kriegsfall als auch für das ritterliche Turnier. Diese Turniere, die als sportlich-höfische Festspiele veranstaltet wurden, glichen oft einer echten Schlacht. So kam es auf dem Turnierplatz, egal um welchen der Waffengänge es sich handelte, oft zu einem für die Zuschauer unübersichtlichen Tumult von Kämpfenden. Um hier einen Überblick zu bewahren, war jemand erforderlich, der sich professionell um die Durchführung dieser Spiele kümmerte – diese Funktion übernahmen die Herolde. Die Erkennungszeichen mussten für diesen Zweck natürlich dauerhaft werden, da die am Kampf beteiligten Ritter nicht nur für ihre Verbündeten und Gegner, son-

dern vor allem auch für die Herolde von außen zu unterscheiden sein mussten. Die Schildzeichen wurden zu diesem Zweck auch auf den Waffenrock und auf die *covertiure*, die Rossdecke, gemalt. Zudem dienten fantasievolle Helmzierden zur Unterscheidung von Angehörigen desselben Geschlechts.

Wie sich das Heroldsamt genau entwickelt hat, muss aufgrund des Mangels an geeigneten Quellen unklar bleiben bzw. ist in der Forschung umstritten. Ihre Zugehörigkeit zu den so genannten Fahrenden Leuten bzw. ihre oft gleichzeitige Tätigkeit als frei herumziehende Sänger ließe sie eigentlich der niederen Dienerschaft zuordnen, doch hatten sie andererseits als Boten und Diplomaten sowie Schiedsrichter bei Turnieren und Schlachten ausgedehnte Rechte und vor allem Immunität inne. Dass allerdings die Zugehörigkeit zu den Fahrenden Leuten nicht gleichbedeutend mit niederer Dienstbarkeit war, bezeugen fahrende Sänger wie Walther von der Vogelweide oder Wolfram von Eschenbach, die eindeutig dem Ministerialenstand entstammten.

Insgesamt muss es sich bei den Herolden um durchaus geachtete Personen gehandelt haben, die zudem auch meistens lesen und schreiben konnten, wie die seit dem 13. Jahrhundert erhaltenen Wappenrollen und Wappenbücher nahe legen. Zudem hatten Herolde auch die Aufgabe, nach den Turnieren bzw. nach den Schlachten die gefallenen Ritter zu identifizieren und deren Namen schriftlich an die Parteien weiterzugeben. Somit ist mit Vaclav Vok der Schluss zulässig, dass die Herolde zumindest seit dem 14. Jahrhundert, vielleicht auch schon früher, adeliger oder zumindest gutbürgerlicher Abstammung waren und eine gute Schulbildung genossen hatten. Auf diese Weise verfügten sie über die nötigen Kenntnisse, was die ritterlichen Kampftechniken und das adelige Hofleben betraf; schließlich waren sie es, die die höfischen Feste und Turniere organisierten, als Schiedsrichter fungierten und vertrauensvoll mit diplomatischen Missionen betraut wurden. Für letztere Tätigkeit sind zudem auch Fremdsprachenkenntnisse vorauszusetzen.

Die frühesten Erwähnungen von Herolden in den literarischen Quellen, etwa in Chrétien de Troyes' „Le Chevalier de la Charette“ (V. 1164-1174) weisen schon auf die Aufgaben als Organisator und Schiedsrichter eines Turniers hin: Demnach wurde Lancelot von der Frau des Seneschalls dem Lancelot mit einem roten Schild und ein Pferd beschenkt, das früher ihrem Ehemann gehörte, damit er (Lancelot) an dem Turnier in Nouaz teilnehmen könne. Als Lancelot dort ankam, befestigte er seinen Schild über der Tür seiner Unterkunft. Ein zufällig vorbeigehender Herold sah den Schild über der Tür, doch da er ihn nicht kannte, trat er ins Haus, wo er Lancelot sah und erkannte. Daraufhin lief der Herold durch die Straßen und verkündete die Ankunft Lancelots. Der Herold wird im übrigen nicht gerade freundlich beschrieben: Es

soll nur im Hemd und barfuß gewesen sein, weil er seine übrige Kleidung versetzen musste, um seine Rechnung im Wirtshaus begleichen zu können. Auch Chrétien selbst beschäftigte sich offensichtlich intensiver mit Wappen und nahm eine Beschreibung der Wappenschilder aller am Turnier Beteiligten auf.

In weiteren Quellen des späten 12. und 13. Jahrhunderts aus dem westeuropäischen Bereich, etwa im Geschichtswerk des Guillaume le Maréchal (Anfang 13. Jahrhundert), werden Herolde als Beobachter bei der Schlacht bezeugt. Somit ist zu fragen, ob es zuerst derartige Beobachter gab, die dann in den Turnieren zu Herolden wurden, oder ob man die Turniererfahrung der Herolde insofern ausnützte, als man sie als neutrale Beobachter heranzog. Nicht zuletzt konnten sie durch ihre Wappenkenntnis den Schlachtenverlauf rekonstruieren und dadurch eventuell auftretende Streitfragen klären.

Somit kamen Herolde auch schon bald in den Genuss von Privilegien, etwa dass sie einen Extralohn bei der Überbringung guter Nachrichten erhielten oder dass sie, weil sie als Nicht-Kämpfende keinen Anteil an der Kriegsbeute haben durften, ein eingerichtetes Haus oder den Gegenwert in Geld bekamen. Daneben mussten sie bei allen ihren Reisen keine Abgaben bezahlen.

In den deutschsprachigen Gebieten sind Herolde erst seit dem 14. Jahrhundert bezeugt. Davor erscheinen nur Bezeichnungen wie Garzune (von franz. *garçon*), Knappen von den Wappen, Wappenknaben oder Persevanten (von franz. *pursuivant*).

Zu dieser Zeit war das Amt des Herolds mit seinem Tätigkeitsbereich schon voll ausgebildet. Die Kenntnisse von den Wappen verliehen den nötigen politischen Überblick, um für Botschaften oder diplomatische Dienste eingesetzt zu werden. Aufgrund ihrer Immunität durften sie keine Waffen tragen und mussten deutlich als Herolde erkenntlich sein. Sie trugen zu diesem Zweck einen Wappenmantel, der mit dem Wappen ihres Herrn geschmückt war, sowie einen weißen Stock, der später zum Szepter wurde. Sie durften im Krieg nicht gefangen genommen werden und hatten das Recht, das feindliche Lager zu betreten, um Botschaften zu übermitteln, um den Kampf anzubieten, um Waffenstillstand oder Friedensverhandlungen vorzuschlagen, um Zweikämpfe im Namen des Herausforderers zu fordern und um Gefangene zu besuchen.

Die Herolde hatten sich stets in der Nähe ihres Herrn aufzuhalten, gehörten also zum Kern des sich langsam herausbildeten Hofstaats. Sie waren in gewissem Sinne die Stimme des Herrn, indem sie den Willen des Herrn unverändert vorlesen und verkünden mussten. Sie hatten wohl auch sehr intime Kenntnisse über ihren Herrn, nicht zuletzt, um ihn im Zweifelsfall identifizieren zu können. So berichtet etwa der französische Chronist Mathieu d'Esclouchy im

15. Jahrhundert von folgender Begebenheit im Rahmen der Schlacht von Castillon im Jahr 1453. John Talbot, der Graf Shrewsbury, war in der Schlacht gefallen, doch fand man seinen Leichnam längere Zeit nicht. Als man seinen Leichnam schließlich fand, war sein Gesicht aufgrund der Wunden und der einsetzenden Verwesung bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Sein Herold erkannte ihn freilich dennoch, als er im Mund seines Herrn eine markante Zahnücke ertasten konnte.

Doch zurück zu den Wappen und den Quellen der Heraldik: Die Herolde legten für ihren eigenen Gebrauch Wappenrollen und Wappenbücher an. Es fällt auf, dass in den ältesten Wappenrollen aus dem späten 13. und aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts meist nur die Schilde ohne Helmzier dargestellt sind. Dies reichte offensichtlich als Gedächtnisstütze aus. Es erinnert entfernt an die Kochbücher des späten Mittelalters, die ebenfalls von Profis, in diesem Fall von Berufsköchen, für den eigenen Gebrauch angelegt wurden. Daher reichte es, nur die Zutaten zu notieren, nicht aber die Mengen. Ab der Mitte des 14. Jahrhunderts wurden jedoch meist die Vollwappen abgebildet. Dies könnte damit zusammenhängen, dass das Wappenwesen immer weitere Kreise zog und dadurch die Verwechslungsgefahr größer wurde. Als Beispiel für eine Wappenrolle aus der Übergangszeit kann die so genannte Zürcher Wappenrolle dienen, heute in der Zürcher Zentralbibliothek aufbewahrt. Sie stammt aus der Zeit um 1335/1345.

Ihre Wappenkenntnisse erwarben sich die Herolde bei den höfischen Turnieren, die sie organisierten, aber auch auf ihren Reisen, auswärtigen Hoffesten und in Kriegen. Die Wappenrollen wurden in diesem Zuge stets aktualisiert. Bei Festen dienten sie gleichsam als Dokumentation über die Teilnehmer. Die Reihung erfolgte dabei nach dem Rang. Andererseits gab es auch Wappenrollen mit einer Symbolsystematik, d. h. die Ordnung erfolgte nach der Art der Schildfigur. So konnten sich die Herolde beim Auftreten eines ihnen unbekannten Wappens schnell orientieren und ihre Aufzeichnungen gleichsam als Lexikon verwenden. Zudem hatten einige Orden, etwa der englische Hosenbandorden oder der flandrische Orden vom Goldenen Vlies, einen eigenen Herold und eine eigene Ordenswappenrolle. Leider sind nur wenige dieser Wappenrollen erhalten. Eine Ausnahme bildet dabei der britische Bereich.

Wappenbücher sind seit dem 13. Jahrhundert erhalten, zunächst aus dem englischen und französischen Bereich, wie etwa die Wappenzeichnungen des Mathaeus Parisiensis aus dem Jahr 1244. Gemäß dem in vielen Bereichen der mittelalterlichen Kultur feststellbaren West-Ost-Gefälle treten die Wappenbücher im deutschsprachigen Raum erst im 14. Jahrhundert auf. Aus dem 15. Jahrhundert sind etwa 25 aus dem deutschsprachigen Raum bekannt, von denen

wiederum einige auch kopia! überliefert sind. Ähnlich wie beim Turnierwesen allgemein erstreckt sich die Blüte der Wappenbücher aber auch auf das gesamte 16. Jahrhundert. Immer wieder tauchen neue Wappenbücher in den Archiven und Bibliotheken auf.

Das 16. Jahrhundert kann durchaus noch in unserem mediävistischen Rahmen Beachtung finden, da im Turnierwesen mittelalterliche Traditionen fortlebten. Gerade der Bereich des höfischen Turnierwesens ist ein Musterbeispiel für die *longue durée*, das lange Mittelalter, wie es die strukturalistisch ausgerichtete französische Schule der Annales formulierte. Demnach lässt sich die Frühe Neuzeit gesellschaftsgeschichtlich nicht wirklich vom Mittelalter trennen.

Das erste hier angeführte Beispiel stammt aus dem Jahr 1450. Dieses so genannte Scheibler'sche Wappenbuch wird heute in der Bayerischen Staatsbibliothek in München aufbewahrt. Geordnet nach Regionen werden dabei die Wappen der einzelnen Geschlechter samt Helm und Helmzier jeweils ganzseitig abgebildet. Die 476 mustergültig ausgeführten Wappen sind typisch für den damals üblichen reichen, spätgotischen Stil.

Ein weiteres schönes Beispiel ist das spätgotische Wappenbuch des Conrad Grünenberg aus dem Jahr 1483, heute im geheimen Staatsarchiv in Berlin aufbewahrt. Eine Kopie davon aus der Zeit um 1520 befindet sich in der bayerischen Staatsbibliothek in München. Es ist das vielleicht wertvollste und formenreichste aller originalen Wappenbücher aus dem deutschsprachigen Raum. Die etwa 2000 Vollwappen sind jeweils in Dreiergruppen angeordnet. Auf der oberen Abbildung sind herzogliche Wappen enthalten, die ihrem Rang gemäß größer dargestellt sind als die gräflichen Wappen auf der unteren Abbildung. Typisch ist der seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts gebräuchliche Bügelhelm, der im heraldischen Gebrauch allein adeligen Wappenträgern vorbehalten war.

Besonders prunkvoll sind die Wappenbücher, in denen nicht nur die Wappen selbst, sondern auch Turnierszenen dargestellt sind. Diese sind vor allem seit dem 15. Jahrhundert gebräuchlich, wiederum zunächst im westeuropäischen Bereich, wie etwa das Turnierbuch für René d'Anjou von etwa 1446 zeigt. Die Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum sind wiederum später zu datieren. Hier sei als Abschluss ein Wappenbuch aus dem schwäbischen Bereich präsentiert, das heute im Bestand der Codices Rossiani in der Biblioteca Vaticana in Rom aufbewahrt wird. Die Papierhandschrift enthält 36 Turniere des Mittelalters, wobei die Handschrift heute einige Lücken aufweist, die aber durch parallele Überlieferungen geschlossen werden können. Die Auswahl dieser 36 Turniere, die von natürlich nicht realen aus dem 10. Jahrhundert bis zum Jahr 1487 angesiedelt sind, geht auf den kaiserlichen Herold Georg Rixner zurück. Dieser hatte im Jahr 1530 ein gedrucktes Turnierbuch herausgebracht, das im ganzen 16. Jahrhundert Wirkung zeigte.

Erstes Bildbeispiel ist eine Seite zum Turnier zu Ravensburg im Jahr 1311, das 17. nach Rixners Zählung. Zu dem Turnier hatte die Ritterschaft von Schwaben eingeladen. Der Aufbau einer derartigen Turnierdarstellung ist immer ähnlich: Zunächst ist ein Ritter mit Wappen und Fahne stehend dargestellt. Dann folgen die Wappen der Ritter, die als Turniervögte bzw. in verschiedenen anderen Ämtern anwesend waren. Schließlich wird ein Kampf, ein Lanzenstechen zwischen zwei Kontrahenten, exemplarisch dargestellt. In unserem Fall sind dies die Ritter Friedrich von Venningen und Contz von Helmstatt.

Bei der ikonografischen Auswertung der Turnierszene ist allerdings Vorsicht geboten: Die Art der Darstellung spiegelt das Turnierwesen des 16. Jahrhunderts wider und nicht das des beginnenden 14. Jahrhunderts. Deutlichstes Indiz dafür sind die Bügelhelme der Ritter, die erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufkamen und zudem nicht für das Lanzenstechen, sondern für das Kolbenturnier verwendet wurden. Dies wird umso deutlicher an den Turnieren, die in einer Zeit angesiedelt sind, als es noch überhaupt kein Turnierwesen gab. So sind in dem Wappenbuch auch fünf Turniere aus dem 10. Jahrhundert erhalten. Die dazu überlieferten Wappen sind ebenfalls mit Bügelhelmen bewehrt.

Das zweite Beispiel entstammt aus den Darstellungen zum letzten Turnier, das in der Handschrift enthalten ist. Es fand 1481 in Heidelberg statt und nimmt nach Rixners Zählung die 30. Stelle ein. Neben den Wappen der vier Turniervögte ist auch Hans von Helmstatt zu Grunbach im Gesteck dargestellt. Interessant ist auch der schriftliche Verweis, dass Conradt von Helmstatt und Wolff von Barßberg beide im Turnier gefallen seien.

Die prachtvoll ausgeführten Wappenbücher der Herolde lassen somit einiges vom repräsentativen Charakter des adeligen Turnierwesens erkennen. Die ritterliche Repräsentation täuschte dabei über den Umstand hinweg, dass die große Zeit der Ritter und ihrer militärisch entscheidenden Bedeutung längst vorbei war. An die Stelle der Ritterheere waren gut ausgebildete Söldnertruppen zu Fuß sowie der Einsatz von Feuerwaffen getreten. Mit dem Aufkommen frühabsolutistischer Herrschaftsformen verloren sie zudem auch den Großteil ihres politischen Einflusses. Der Rückzug auf die Turniere und auf das Führen prunkvoller Wappen war wohl ein Versuch, diesen Verlust an Bedeutung zu kompensieren.